Mit einem Griff hatte der Alte den jungen Mann gepackt und abwärts geschleudert. Kopfüber sauste er den Abhang hinunter in ein dichtes Gebüsch, das seinen Sturz aufhielt. Ueber dem Alten ging der Baum nieder . . . Er lebte noch, als die Holzfäller ihn ins Lonerhaus brachten. An seinem Schmerzenslager saßen Maria und ihr Sohn, der Sepp . . . Hell und klar am wolkenlosen Himmel ging die Ostersonne auf. Ein Strahl schlich sich durch das Fenster und verklärte das Antlitz des Kranken. Langsam schlug er die Augen auf. Ein Schimmer von Freude erhellte seine Züge, als er Maria erblickte.

„Leb i denn noch?"

bleiben, hat der Doktor gesagt . . . Du darfst mir jetzt bleiben, hat der Doktor gesagt . . . Du darfst mi jetzt nit wegsterben. Der Sepp braucht en Vater . . Keinen andern will er zum Vater haben, als dich. Du hast ihm das Leben geschenkt." „Da müßt schon ein Wunder geschehen, wenn i leben bleiben sollt . . ."

„Es wird geschehen, liebster Xaver . . . feiern wir denn nit heut das größte Wunder, daß der Herr von den Toten auferstanden ist? Er hat sein Leben dahingegeben, um uns alle zu retten. Dasselbe hast du für meinen Sohn getan . . Sollte dir der Herr dafür nit das Leben schenken . . .?"

„Das ewige, Maria, das ewige. Das wird schöner als dieses." Nach einer Weile flüsterte er mit schwacher Stimme: „Ich danke dir, Maria . . . ich bin dir niemals gram gewesen . . . jetzt bin i glücklich."

Da beugte sich die Frau über ihn und küßte ihn auf den bleichen Mund. Ein glückseliges Lächeln stand noch auf seinem Antlitz, als Maria sich aufrichtete und ihm die Augen zudrückte.

„Auch er ist auferstanden zu einem besseren Leben . ."

Osterhase und Ostereier.

Von Eduard Arendt.

Woher stammt wohl der eigenartige Glaube an den Eier legenden Hasen? — Genaues weiß man darüber nicht; aber Freund Lampe mit dem Osterfeste in Verbindung zu bringen, lag sehr nahe, schon deshalb, weil zur Zeit des Auferstehungsfestes die ersten jungen Häslein draußen ihre possierlichen Sprünge machen. Dazu kommt, daß der Hase bei den Griechen und Germanen zu den geheiligten Tieren gehörte.

Im Mittelalter galt das Eierlegen des Hasen als feststehende Tatsache. So findet sich in Ansbach ein beglaubigtes Protokoll über die eidesstattliche Erzählung eines Försters, der im Besitz einer derart begabten Häsin war. In dem Schriftstück heißt es u. a.:

„Er (der Förster) habe den Hasen, als er anno 1755 mit seiner Frau, welche von Langenaltheim gebürtig, an Bartholomä auf dasige Kirchweih gegangen, unterwegs an eyner Eichen auf einer pfälzischen Wildfuhr in der s. g. Haart gefangen und mit nach Hauß getragen. Dieser Haaß, den er mit Saamen und Getreyd aufgezogen, seye so groß als eine andere Häsin der Wildnüß worden, und habe das frühe Jahr darauf im Monat Martz in einer alt hölzernen Truhen, worin es beständig gesperrt gewesen, ein Ey gelegt. Anno 1757 auch im Monat Martz habe solcher das 2. und im Monat April das 3., dann anno 1758 in obiger Zeit in etlichen Wochen nach einander das 4. und 5. Ey gelegt, welch 4 letztere ganz rund geformt gewesen. Von diesen 5 Eyern habe eines Herr Reichs-Erbmarschall Graf von Pappenheim geöffnet, worinnen nichts als weißes Wasser gewesen, und eines habe der Herr Forstmeister von Drechsel zu Wendelstein bekommen, die übrigen 3 aber habe er nebst der Häßin, die sie gelegt, nach Friesdorf geliefert."

Aus diesem Schriftstück geht hervor, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Glaube an den Osterhasen schon verbreitet gewesen sein muß. Sonst wäre das Jägerlatein sicher nicht in eine amtliche Urkunde aufgenommen worden. Daß etwa 30 Jahre später der Brauch, Ostereier zu verstecken, gang und gäbe gewesen sein muß, geht aus einem Briefe Friedrich Matthissons aus dem Jahre 1783 hervor. Es heißt dort: „Ich lernte Goethe an einem Tage zuerst persönlich kennen, wo seine Menschlichkeit sich ganz rein offenbarte. Er gab ein Kinderfest in einem Garten unweit Weimar. Es galt Ostereier aufzuwittern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten und balgte bei dem Entdecken der schlau versteckten Schätze mitunter nicht wenig."

Hierbei ist der Osterhase nicht erwähnt. Dagegen findet sich in einem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienenen Werkchen über Volkssitten folgender Passus: „In einigen Gegenden Deutschlands hat sich noch ein seltsamer Gebrauch erhalten, dessen Bedeutung ziemlich rätselhaft und dunkel ist. Es wird nämlich im Volksglauben und vorzüglich in der Anschauung der Kinderwelt, des Hasen als eines Eier produzierenden Tieres gedacht. In den Schaufenstern der Konditoreien erblickt man häufig Tiere dieser Gattung, aus Zucker verfertigt, in verschiedenen Größen aufrecht sitzend und rings umgeben, von einer Menge von Eiern. Auch versteckt man die Eier, welche die Kinder zu Ostern erhalten, wenn möglich im Garten, wo sie dann von den Kindern gesucht werden müssen, und sagt alsdann, der Osterhase habe sie gelegt. Oft auch legt man zu den Eiern zuckerne Häschen in die Büsche, wo die Kinder die Eier finden sollen."

Wenn man jetzt durch die Straßen der Städte schreitet, an den modernen Schaufenstern vorbei, so sieht man allenthalben Freund Osterhase oder das ihm unterschobene Produkt, das Osterei. Hier ist's ein Aschenbecher, dort ein Briefbeschwerer oder eine Attrappe für Süßigkeiten. Seltener sind die Angebinde in luxuriöser Aufmachung. Da war es früher anders. Außerordentlich kostbar in jeder Hinsicht waren die Ostereier, die Zar Nikolaus I. seinen Günstlingen zu schenken pflegte. Feinster Kristall stellte das Weiße des Eies dar, während die Stelle des Dotters durch Goldstücke ausgefüllt wurde.

Bei uns in Deutschland ist besonders die Attrappe beliebt, die das eigentliche Geschenk, Konfekt, Blumen oder Nippes verhüllt. Auch das künstlerische Bemalen der Eierschalen führt sich allmählich wieder ein. Ungleich sinniger aber ist und bleibt die Kunst im Hause. Mit Eierfarben und Zwiebelschalen, mit Marmorierpapier und Speckschwarten werden jene anspruchslosen Ostereier gefärbt, die wohl gerade ihrer Einfachheit wegen mehr von dem sinnigen Zauber der Ostergabe an sich haben als die kostbarsten Stücke von Künstlerhand.

Rätsel-Ecke.

Scherzrätsel.

Be'm 1 sitzt 2 schon lange 3.
Da kommt sein junges Weib herbei.
Sie spricht: Hast du es vergessen ganz?
Das 1 (kopflos) 2 3 zog ein,
Erfüllt die Welt mit hellem Glanz,
Da laß das dumme Bechern sein.
Die Kinder warten schon zu Haus,
Wir ziehn in die grünende Welt hinaus!

Auflösung des Silbenversteckrätsels in voriger Nummer:
Unterrichtsministerium.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmann'schen Buchdruckerei in Wildbad.
Verantw. Redakteur: Reinhardt, daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt zum Freien Schwarzwälder.

Nr. 24. Wildbad, Samstag, den 26. März 1910.

Erwachen.

Auf ihrem weißen Lager, tief verhüllet,
Im Schmerz erstarret ruht die Mutter Erde.
Kein Tropfen schleicht von ihrer grauen Wimper,
Kein Stöhnen dringt aus ihrem bangen Munde.
Tot — alles tot! —

Gestorben ihre holden Blütenkinder,
Entflohen alle süßen Waldessänger,
Der Quell vereist — der starke Strom in Ketten.
Da fallen aus den Wolken warme Tropfen,
Die Himmelstränen rieseln auf ihr Antlitz.

Ein Beben geht durch ihre Brust — sie wacht!
Primeln und Veilchen sprossen aus dem Boden,
Ein Lerchenlied steigt jubelnd in die Lüfte,
Mit Jauchzen schäumt der wilde Quell vom Felsen.
Das große Wunder hat sich neu vollzogen:
Sie lebt, sie blüht, die große Mutter Erde.

Und aus dem Dom erklingt der Orgel Brausen,
Vom Turme schweben mächt'ge Glockenklänge:
Christus erstand!

Sylvia.

5]

Die sieben Glücksucher.

Roman von Max Geißler.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

4.

Tullio Torelli litt um Lola wie um eine geliebte Tote.

Die Sorge um den schwachen klugen Sohn, der frühzeitig Halbweise geworden war, hatte Detta Torelli zu einer Sanftheit der Erziehung veranlaßt, die zu milde für ein Mädchen gewesen wäre; den Knaben Tullio führte sie auf einen Weg, der ihn seinen Altersgenossen, je älter er wurde, um so mehr entfremdete. Seit er sich in der Vigna den Fuß zerfallen, der übrigens ohne sichtbare Nachteile geheilt war, verzärtelte ihn Detta noch mehr. Sie wußte, daß sein Herz mit der ganzen Innigkeit einer ersten Liebe an Lola hing, und sie hatte gedacht: wenn die Zeit gekommen sei, wolle sie Lola täglich in ihr Haus rufen und wolle sie alles lehren, was sie brauche, wenn sie Tullios Weib wäre; denn Lia Nardi ließ das Mädchen ja wachsen wie eine Nessel.

Aber diese Zeit schätzte Frau Detta noch ferne. Sie sah in dem stillen, in allen Dingen gehorsamen Jünglinge immer nur den heranwachsenden Knaben.

Es war keine Not in dem Hause der Detta Torelli. Mutter und Sohn trieben Seidenraupenzucht, hatten ein Maisfeld, hatten Maulbeeren, Oliven und Zitronenbäume und ein kleines Vermögen, das für ihre Verhältnisse beträchtlich wurde, wenn sie den Grundbesitz eines Tages verkauften.

Natürlich war Detta Torelli nicht erbaut, als ihr Tullio vor einigen Wochen verraten hatte, wie es um sein Herz stand. Aber sie schickte sich darein.

Es fiel keinem Menschen ein, zu sagen, Lola Nardi sei schön. Ihre Augen waren tief und dunkel — ein Vorzug, den sie mit den meisten Mädchen dieser Gegend zu teilen hatte; ihre Haut war in Sonne und Seewind hart geworden. Dafür war ihr Mund von blühender Schönheit, und in den Winkeln, in denen die feingeschwungenen Linien der Lippen sich trafen, wohnten Heiterkeit und Klugheit als Nachbarn. Außerdem war Lola Nardi von kecker sicherer Art und fix in allem, was sie tat. Damit war ihr alles eigen, was Dettas Erziehung und die Natur dem Tullio Torelli versagt hatten.

Was in Detta an fatalistischem Wesen war, das hatte sich in Tullio unter der immerwährenden Sorgsamkeit seiner Mutter zu einer Neigung tatenlosen Träumens verwandelt. Dieser Hang ward niemals von der Härte einer Pflicht erschreckt. Frau Detta spann Seide und versorgte die Ziegen und ihr Gärtlein, das zwischen Haus und Felshang in der schmalen Küstengasse lag. Und wenn Tullio Torelli nicht um die Weinstöcke zu sorgen hatte, und wenn nichts um den Mais und die Oliven zu tun war, so träumte er. Auch sein Geigenspiel war von träumerischer, weicher Art, in der die Sanftheit seines Wesens dahinzufließen schien. Es war wie der Sang der Blauamseln, wenn die Novembernebel um die Berge hingen.

Weder Detta noch Tullio dachten daran, daß es die höchste Zeit sei, in solch weichmütigem Leben eine Aenderung eintreten zu lassen. Beiden fiel es auch nicht ein, daß Santi Fabbros männliche Kraft einem Mädchen begehrlicher erscheinen mußte, sondern sie fanden sich nach ihrer Weise mit dieser Sache als mit einem vorbestimmten Unglück ab, gegen das sie sich nicht auflehnen konnten.

Natürlich war weder Tullio noch seine Mutter zur Trauung Lolas in der Kirche. Und als das Brautpaar die Berggasse herabkam, begegnete ihm bei dem Hause Dettas kein Auge.

Seit diesem Tage waren etwa drei Wochen vergangen, während welcher Lola nichts von dem Geiger gehört hatte, als sein Spiel, das durch die warmen Nächte hinunter zu dem kleinen Hafen klang. Es war ein trüber heißer Tag, und der Schirokko lähmte alles Leben. Nicht einmal am Strande war erfrischende Kühle.

Tullio hatte Santi Fabbro nach Mittag segeln sehen. Er wußte, daß der seine Reusen und Nachtschnuren weit draußen im Schutze eines Felsvorsprunges legte. Wie es dämmrig ward und er Santi Fabbros heimkehrende Barke mit dem braunen Segel immer noch nicht wahr-

nahm, dachte er: Santi wird heute in der Hütte schlafen, die er sich unter dem Felsvorsprunge bei dem Fischfange gebaut hat. Er war selbst einmal vor Jahren mit ihm unter dem leichten Dache gewesen; und Santi blieb immer dort, wenn er die Fackeln anbrannte, deren Schein die Hummer lockte.

Da ging Tullio Torelli aus der Olivete die Stiege hinab, die hinter dem Hause hinführte, das vorher Lia Nardi besessen hatte, und ging geradeswegs zu Lola. Es war um diese Zeit kein Mensch am Strand in der Bucht.

Lola erschrak, als sie ihn kommen sah und dachte, Santi Fabbro könne jeden Augenblick heimkehren. Sie trat ihm auf der Schwelle ihres Hauses entgegen. Nun standen sie miteinander im Flur.

„Tullio!"

„Hast du gehört, daß wir das Haus und den Grund verkauft haben?" fragte er.

„Ja. Warum wollt ihr fort?"

„Ich mag nicht mehr in San Ilario sein. Was will ich nun noch hier? Wir können anderswo leben, wo es besser ist. Vielleicht find' ich doch noch das Glück, das ich vergeblich gesucht habe." Er sah vor sich hin. „Von dir sollte es mir kommen . . ." sagte er wie im Traume.

„Wann geht ihr?"

„Bald — in einigen Tagen. Ich wollte Abschied von dir nehmen, Lola."

Lola fühlte, wie sein Atem zitterte. Alles Blut war ihr zum Herzen geströmt. Es entging ihr nicht, daß hinter der Ruhe, mit der Tullio sprach, eine heiße Leidenschaft sich verbarg, — wie die Glut unter der Asche. Und seine Augen brannten ihr in das Herz. Ihre Blicke wichen den seinen aus; aber er stellte sich so dicht vor sie hin, daß sie seinen Atem um ihre Stirne wehen fühlte. Dann versuchte er, ihre Hände zu berühren; er erfaßte ihre Arme und zog sie an sich und küßte sie. Und während er ihren Kopf nach rückwärts bog, umschlang er sie immer fester und preßte seine Lippen heiß, heiß auf ihren blühenden Mund. Sie lag wehrlos in seinen Armen. Das Erstaunen über seine Kühnheit machte sie stumm. Sie ließ alles geschehen; denn es war ihr, als bezahle Tullio Torelli in dieser Stunde eine Schuld.

„Lola, das mußte kommen! Dies eine Mal! Lola, warum hast du mir das getan?" Heiß, wie tropfendes Herzblut, fielen diese Worte auf Lola Fabbro. Was sollte sie ihm nun sagen? Und wie er ihre Hände faßte! Und wie seine Augen in ihre Seele drangen! O — sie war all sein Glück gewesen!

Da flog ein goldener Schein in das Düster des kleinen Flurs, das die sinkende Nacht schleierdicht hereingesponnen hatte — Santi Fabbro stand mit der Bootslampe vor der Stiege zur Tür. Im Glanze des Lichtes taumelte Tullio gegen die Wand. Es war, als hätt' ihn der Schreck gelähmt.

Aber Lola hielt ihn am Arm. „Rede, Tullio, sag', warum du gekommen bist!" schrie sie; denn sie fürchtete sich vor Santi Fabbro.

Und als erwache er aus einem Traume, ließ er sich von Lola unter den Türstein geleiten.

Santi aber stand mit hartem Munde draußen und seine Augen brannten.

„Ich wollte die Lola noch einmal sehen," stammelte Tullio, wie er ihrem angstvollen flehenden Blicke begegnete. „Ich wußte, daß du in dieser Stunde heimkommen mußtest, Santi — aber ich bin dennoch geblieben. Es sollte nichts geschehen, was du nicht wissen durftest. Wir gehen fort von San Ilario, ich und meine Mutter — für immer, Santi Fabbro. Das wollt' ich euch sagen; darum bin ich noch dies letzte Mal gekommen. Du weißt, ich hatte Lola Nardi lieb . . ."

Wortlos schritt der Fischer die Stufen empor, erfaßte Tullio Torelli am Hemde vor der Brust und warf ihn die Stiege hinab. Die Tür schlug hart ins Schloß, und Tullio blieb auf dem fußbreiten Steige liegen, der zwischen den Steinblöcken sich hindurchwand. Er fühlte seinen Fuß schmerzen.

Die Nacht war finster und sternenlos.

Nur die Laternenkäfer flogen ihren goldenen Reigen.

Da kroch Tullio auf Händen und Knien zwischen den Steinen hervor und die stille Gasse entlang. Er hatte den Fuß zum anderen Male gebrochen.

Frau Detta, die bei einer Kerze auf ihn wartete, erschrak in den Tod, wie sie das Schlürfen im Flur vernahm — sie dachte nicht, daß es ihr Sohn sein könne, der draußen über die Fliesen sich hinschleppte. Erst als sie seine Stimme und die Bitte, zu öffnen, vernahm, stürzte sie mit einem Schrei zur Tür.

Tullio lehnte an der unteren Stufe der Treppe und reichte ihr die Hand.

Wie er zu seinem Lager gelangt war und alles erzählt hatte, begann Detta ein herzzerreißendes Jammern. Aber Tullio streichelte ihr die Wangen und behauptete, daß er gar keine Schmerzen empfinde.

Trotz seiner Versicherung war es ihm kaum möglich, sich zu bewegen, und der Fuß schwoll so rasch, daß Detta noch in der Nacht zu dem Arzt laufen wollte. Der wohnt eine Stunde entfernt.

Tullio wehrte ihr.

Wie sie sich endlich zur Ruhe gelegt hatte, lehnte er stumm in seinen Kissen und trug seine Schmerzen in klagloser Ergebenheit. Alles um Lola. Noch fühlte er ihre warmen Lippen auf den seinen. Noch empfand er den hastigen heißen Schlag ihres Herzens an seiner Brust.

Er schloß die Augen und durchträumte das flüchtige herrliche Glück noch einmal, das er dieser letzten Stunde abgerungen hatte.

Nicht der Gedanke beunruhigte ihn, daß er lahm bleiben könne — wenn es war, so wollte er diese Folgen der köstlichen Minuten seines Lebens ohne Groll tragen. Er dachte vielmehr an Lola, wie sie nun den harten Worten ihres Mannes ausgesetzt sein werde. Er sah im Geiste wie sie beide heftig wurden, wie Santi ihr nicht glauben wollte, daß nichts, gar nichts weiter geschehen sei, als was er gesehen habe. Und bei dem Gedanken, Santi Fabbro werde ihr die Schuld an allem geben und sie womöglich dafür schlagen, vergingen ihm die Sinne.

Bewußtlos blieb er liegen und erwachte erst, als der Arzt am frühen Morgen an seinem Bette stand. Sein gebrochener Fuß lag schon in Gips und er machte sich klar, daß Detta Torelli nun doch in der Nacht den Arzt gerufen haben mußte, nachdem sie ihn fiebernd und ohnmächtig auf seinem Lager gefunden hatte.

Kaum war er mit seiner Mutter wieder allein, so erzählte er ihr, wie alles gekommen sei und verschwieg ihr nichts. Er fragte nach Lola, und ob Santi Fabbro sie geschlagen habe.

Detta ging, Erkundigungen einzuziehen.

Aber weder Marja Fabbro noch Lia hatten eine Ahnung von dem, was am Abend vorher mit dem Geiger geschehen war. Mit der jungen Lola selbst zu reden, konnte sich Detta nicht überwinden — an ihr war Tullio elend geworden und er war ihr nachgegangen als dem Glücke seines Lebens.

Lola kauerte am Strande und wusch. Weil sie Detta nicht anrief, noch sonst in ihrem Verhalten zu bemerken war, daß Santi Fabbro tätlich geworden sei, nahm Detta an, der Vorfall wäre geheim geblieben, und wenn aus dem Hause Torellis nichts darüber unter die Leute kam, werde man sich hüten, davon zu reden. Vielleicht beschieden sie die Neugierigen dahin, daß der Geiger zwischen den glatten Steinen ausgeglitten sei.

Tullio Torelli wurde wieder so weit hergestellt, daß er den kranken Fuß kaum merklich nachzog. Das war etwa vier Wochen nach jenem Abende. Da verließ Detta Torelli mit ihrem Sohne San Ilario. Sie hatten eine kleine Wohnung in der Salita dell Oro zu Genua gemietet, — einer jener düsteren engen Gassen zwischen den achtstöckigen Häusern der alten Stadt, die um den Hafen sich emportürmt. Sie hieß die „Goldene Gasse"; und doch war sie enger wie jene Bergschlucht von San Ilario. Nicht einmal um die Höhe des Tages fiel das Gold der Sonne auf die Fliesen des Pfades — nur die Fenster der oberen Stockwerke streifte sie auf eine kurze Stunde mit ihrem strahlenden Schein.

(Fortsetzung folgt.)

Leben um Leben!

Eine märchenhafte Ostergeschichte

von Fritz Skowronnek.

(Nachdruck verboten)

Ein Raunen und Rauschen ging durch den Wald. Unter dem scharfen Ostwind beugten sich die Wipfel der Bäume und richteten sich wieder auf, bis ein neuer Windstoß sie niederdrückte.

„Die Bäume sprechen mit einander", sagte ein alter Holzfäller, dem die weißen Haare bis auf die Schultern herabhingen, leise vor sich hin, und seine Augen leuchteten.

„Der Xaver schwätzt a mal wieder dummes Zeug", rief der junge Bursch, der mit ihm die Säge zog, mit häßlichem Lachen. „Er hat derweil gesagt, die Bäum' schwätze mit einand'! Dös i nit lach'! Ueber so a dalkates Geschwätz!" Der Alte beugte den Kopf und zog unverdrossen die Säge, als hätte er die häßlichen Worte nicht vernommen. Sie wußten ja nicht, daß er ein Sonntagskind war, dem eine gütige Waldfee eine sonderbare Gabe als Angebinde geschenkt hatte. Er hörte die Bäume sprechen — nicht immer — er wußte auch von dieser kostbaren Gabe nichts . . . er hatte nur manchmal das Gefühl, als wenn sich das Rauschen der Bäume zu Gedanken in seinem Kopf verwandelte . . . Das erste Mal hatte er solche Gedanken gehabt, als er aus der Gefangenschaft heimkehrte. Ja, aus der Gefangenschaft! Als Schwerverwundeten hatten ihn die Franzosen nach der Schlacht aufgelesen . . . War es Böswilligkeit oder Vergeßlichkeit gewesen, daß sie ihn drüben im heißen Lande Afrika so lange zurückhielten?

Zuerst stand er in den Listen als „vermißt". Dann galt er für tot, als er drei Jahre nach dem Friedensschluß noch nicht heimgekehrt war. Da nahm die Pelhamer-Maria den Loner-Sepp, der von Anbeginn sein Nebenbuhler gewesen. Ein hoher Herr, den ihn auf gut deutsch fluchen gehört, wurde sein Befreier. Er hielt den Landsmann, der in der Uniform des französischen Fremdenlegionärs an ihm vorbeimarschierte, an und fragte ihn nach seinen Schicksalen. Acht Tage später war er frei und fuhr in die Heimat. Von München war er zu Fuß marschiert. Auf der letzten Höhe vor Hemhof warf er sich im Walde ins Moos. Die Bäume rauschten über ihm im Winde. Mit offenen Augen träumend sah er in den blauen Himmel hinauf, wo die Wolken wie weiße Schäfchen langsam dahin zogen. Da war's ihm, als hätten die Bäume zu ihm gesprochen: „Die Maria hat den Loner-Sepp geheiratet. Stör' ihren Frieden nicht."

„Was sollt so a armes Luder wie ich denn wollen, wenn's Madel derweil den reichen Bauer geheiratet hat!?" sprach er laut zu sich selbst und erhob sich, um langsam den Berg nach Hemhof hinabzusteigen. Es war richtig, was die Bäume ihm zugeraunt hatten. Und noch mehr! Sein Mutterle war aus Gram und Betrübnis gestorben, sein kleines Anwesen war unter die Gant gekommen und vom Loner-Sepp gekauft worden. Hundert Gulden lagen für ihn auf dem Gericht. Da hatte er sich 'ne Axt gekauft und war Holzerer geworden. Und Einspänner war er geblieben.

Bei der Wab'n hatte er seinen Unterschlupf. Als er vor dreißig Jahren bei ihr unterstand, hatte sie schon graue Haare. Jetzt war sie schlohweiß und krumm, wie ein Baßbogen. Aber alleweil stieg sie noch in die Berge und sammelte Pilze und Kräuter und Wurzeln, die kein anderer kannte, und bereitete Tränke daraus, die gegen alle Gebrechen des menschlichen Leibes halfen. Nur bei einer nicht, bei der Maria, der Ehefrau des reichen Loner. Sie kam in der ersten Zeit gar oftmals heimlich zu der alten Wab'n geschlichen und klagte ihr, daß sie so arg mit Herzschmerzen zu leiden hätt'. Da hat die Alte arg gelächelt und gemeint, das rechte Mittel dagegen wüßt' sie schon, aber sie könnt's nit beschaffen — das könnt' nur a Mannsbild. Und wenn der Xaver heimgekommen ist aus dem Wald, hat sie mit listigem Lächeln zu ihm gesagt: „Du, die Loner-Maria ist hier gewest, sie hat Herzschmerzen . . . Weißt nit, was gut dagegen sein mag?" Das wär ein hartnäckiges Leiden, hat der Xaver gemeint, aber es nähm' ab mit dem Alter. Und er hat recht behalten, denn er hat's selbst verspürt in seiner eignen Brust. Darüber hat sich die Alte heftig verwundert und gesagt, er könnt' doch das richtige Mittel dagegen anwenden. Ob er denn kein richtiges Mannsbild wär', daß er nit am Sonntag auf den Tanzboden ging und in der Samstagnacht zum Fensterln? So ein flotter Bub', wie er einer wär, könnt' überall anpochen, selbst bei einer Frau, die Herzschmerzen hätt', derweil ihr Mann die ganze Nacht bis zum Morgen in der Taferwirtschaft säß.

Aber der Xaver hat doch recht behalten. Die Herzschmerzen verschwanden bei der Lonerin, noch ehe die ersten grauen Haare kamen, und beim Xaver, waren's um dieselbe Zeit auch nit mehr zu spüren. Darüber ist der Loner hinweggestorben und der älteste Bub', der einzige, denn es waren nur noch mehr zwei Madel da, hat mit dem Xaver die Säg' gezogen im Wald. In seinem eignen Wald natürlich, denn auf Lohn würd' der reichste Bursch in der ganzen Gemeind' doch nicht auf's Holzen gehen! Aber im Eignen tut man Hand anlegen . . .

Und ein stolzer, hochfahrender Bub ist's alleweil gewesen. Gelacht hat er über den alten Xaver wenn er am Samstag Abend seinen Lohn holen kam und danach noch ein Stündchen auf der Ofenbank sitzen blieb. Und weshalb hat er gelacht? Weil der Alte mal zu seiner Mutter gesagt hatte:

„Du, Bäuerin, laß den Sepp nit in den Wald gehen. Die Bäum' sind ihm gram, weil er kein Herz hat für sie. Und weißt warum? Weil er in einer Nacht über die dreißig Obstbäum' an der Straßen hingemacht hat mit seinem Messer . . . Ja, ich weiß — die anderen Bäum' haben's mir erzählt."

Ganz wütend ist der Sepp geworden, weil's die Mutter geglaubt hat. Gerade deswegen ist er zum Holzen in den Wald gegangen und hat mit dem Xaver die Säg' gezogen. Am Samstag nach Karfreitag ist's gewesen. Den Tag mußt man wahrnehmen, weil der Kalendermann heuer die Ostern so arg früh angesetzt hätt'. Man dürft sich nit versäumen, denn mit dem Schnee müßten die Bäum' noch zu Tal gebracht werden.

Die Holzfäller hatten den letzten Baum, eine gewaltige Tanne, abgegraben. Nur mit einigen ihrer weit auslaufenden Wurzeln hielt sie sich noch am Erdreich. Der Bub, der ihr in der Krone die Leine umgeschlungen hatte, kam gerade hinabgeklettert. Langsam begannen die Männer an dem Tau zu ziehen . . . Wie der Wind ging, talab, sollte der Baum stürzen.

Seitwärts, außer aller Gefahr, stand der Xaver mit dem Sepp. Die Männer zogen an, der Baum ächzte und stöhnte, aber er fiel nicht.

„Hörst, hörst?" schrie plötzlich der Alte, „der Baum geht hier hinüber."

„Daß i nit lach . . ."

„Hörst nit, wie der Baum schreit?"

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW